

# Großes Solo

*In „Die Wand“ spielt Martina Gedeck nahezu allein. Ihre Partner: die Natur und die Tiere. Für VOGUE führte sie ein Drehtagebuch*

**H**eute, am fünften November, beginne ich mit meinem Bericht. Ich werde alles so genau aufschreiben, wie es mir möglich ist“, so beginnt der Roman *Die Wand* von Marlen Haushofer, ein Buch, das mir zum ersten Mal 1987 begegnet, Geschenk meiner Mutter, und das ich am Stück lese, atemlos und gefesselt, auch wenn ich nicht alles begreife. Es geht darin um eine Frau, die in einer Jagdhütte ihre Geschichte aufschreibt: Vor zwei Jahren ist sie mit ihrer Cousine und deren Mann in die Berge gefahren, um hier das Wochenende zu verbringen. Am Abend unternimmt das Paar noch einen Gang ins Dorf, während sie mit dem Hund zurückbleibt. Am nächsten Morgen sind die beiden nicht wiedergekehrt, und als sie sich auf die Suche macht, stößt sie auf eine unsichtbare Wand, hinter der Totenstarre herrscht. Abgeschnitten von der Welt, richtet sie sich aufs Überleben ein. Nun, 20 Jahre nach der ersten Lektüre, begegnet mir der Text wieder, der Roman soll verfilmt werden. Die Geschichte dieses Films ist eine Geschichte des Scheiterns und des Gelingens, beides in steter Regelmäßigkeit. Es gab immer wieder Momente, in denen es unmöglich schien, ihn je zu machen. Dabei war mir alles ganz einfach erschienen: immer derselbe Drehort, nur ein Schauspieler (von den ersten Minuten des Films abgesehen) und ein paar Tiere...

Januar 2008. Treffen mit Regisseur Julian Pölsler. Er erzählt, dass er *Die Wand* drehen möchte, und fragt, ob ich mir vorstellen könne, „die Frau“ zu sein. Freue mich sehr.

26.2.2008. Lese *Die Wand*. Es fällt mir schwer, und mir graut. Rolle „Die Frau“. Sie ist namenlos. Es ist „die Frau an sich“.

Juli 2009. Spaziergang im Wiener Stadtpark mit Pölsler und dem Hund Luchs, der in der *Wand* mein wichtigster Partner sein wird. Ich soll ihn kennenlernen. Pölsler hat ihn vor einem Jahr in Hinblick auf den Film erstanden und trainiert ihn. Der Hund bringt mir freundlichen Gleichmut entgegen.

6.2.2010. Erste Kostümprobe. Treffen mit Kostümbildnerin Ingrid Leibzeder und Pölsler im altehrwürdigen Fundus Lambert Hofer. Stangen voll alter Kleidung sind vorbereitet, hauptsächlich Jagd- und Berglerkleidung. Schwere Bergstiefel, sie sind aus dickem braunem Leder und passen wie angegossen, sie gefallen mir. Kaum habe ich sie an, verändert sich mein Gang. Ich ziehe viele Schichten von Kleidung übereinander, Felle, alte Innenfutter, gehalten von großen Gürteln oder Seilen. Es sind meist Männersachen. Das erstaunt mich. Die Dinge sollen vor allem praktikabel sein. Der weibliche Stil, die Eleganz verschwinden, es soll eine Verwandlung stattfinden. Wenn ich Hüte oder Kappen aufsetze, sehe ich aus „wie aus der VOGUE“, sagt Pölsler und

lacht. Immer wieder versuchen wir es mit Hüten, abgewetzten, halberstörten Strohhüten oder welchen aus Filz. Es geht nicht. Schließlich finden wir eine kleine, enge schwarze Zipfelmütze. Ich sehe ausgeliefert und irgendwie unheimlich aus damit.

Ich bekomme eine uralte, viel zu große Strickjacke an, ich sehe wie ein alter Vogel darin aus, wie eine Vogelscheuche. Es gibt noch eine kleine, enge, aber die wird es wohl nicht werden. Am Schluss probiere ich verschiedene Kleider. Das letzte, ein durchbrochenes weißes Strickkleid, unscheinbar bieder, eher hässlich... Hier vollzieht sich die größte Wandlung in mir, und das ist immer das Zeichen für das richtige Kostüm. Plötzlich sehe ich „die Frau“: mädchenhaft, unnahbar und deplatziert; ich werde diese Frau: eine Frau, die wenig von sich wissen will und auch von niemandem sonst. Das Kleid bleibt in der engeren Auswahl.

„Die Geschichte wird in mir wach, nimmt mich bei der Hand und zeigt mir die Schönheit des Lebens“

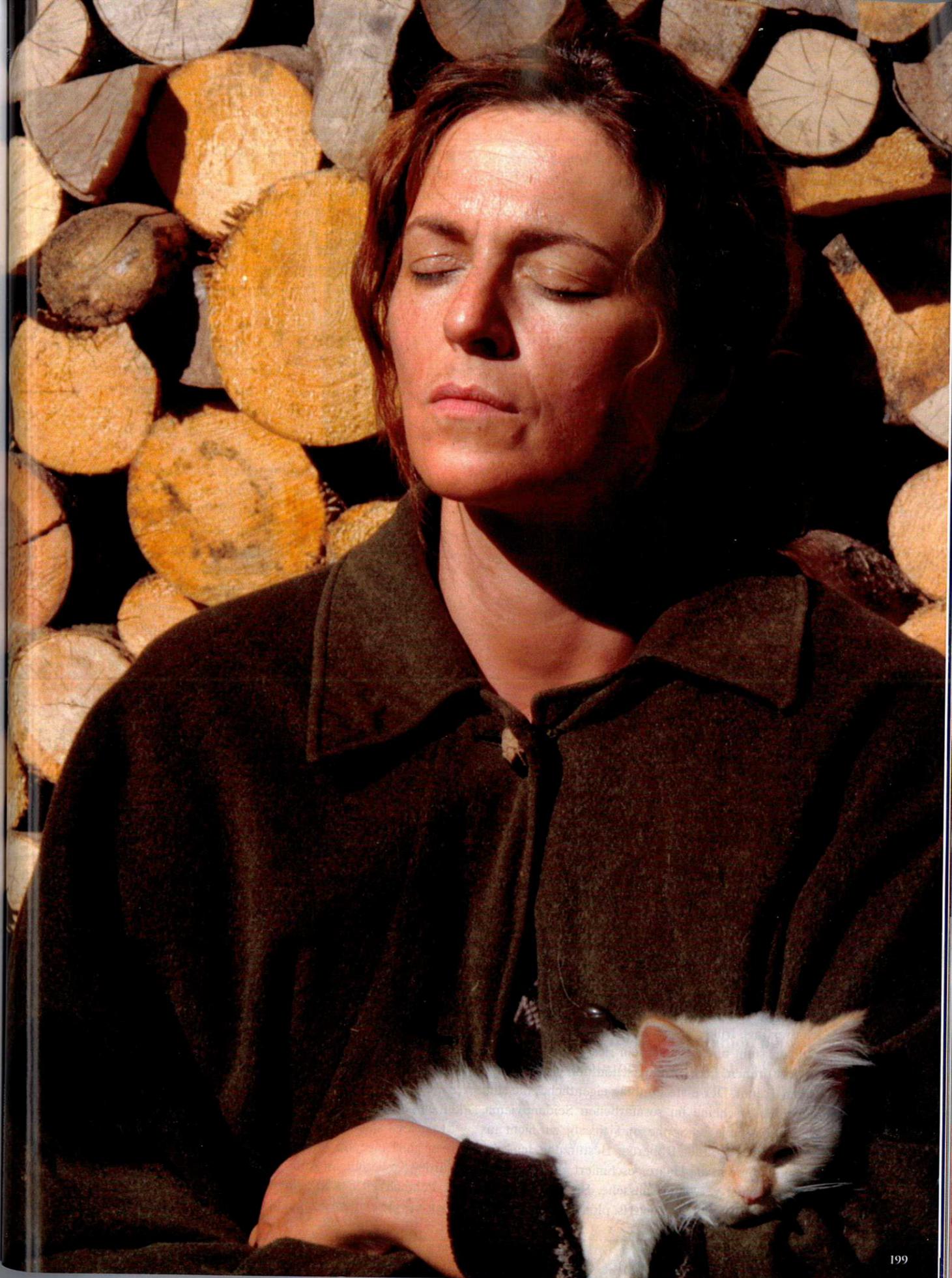
Zweite Kostümprobe. Die Geschichte soll heute spielen, Kleidung modern. Fleecejacken, Stretchhosen, eine Windjacke, alles in hellen Tönen; eine Frau, die gar nicht in die Natur will, sondern nur am Wochenende ein bisschen darin rumliegen. Ich denke, sie langweilt sich in ihrem Leben. Sie ist wie erstarrt, gelähmt und unerlöst, ein bisschen unangenehm, und ich beginne sie zu mögen, ihre Verkrampftheit und Unsicherheit.

Sobald die Wand auftaucht, wird das deutlich, ihr Inneres wird in Erscheinung treten, und plötzlich kann man ihre Verzweiflung sehen und wie verloren sie ist. Es gibt ein Tuch für eine Fahrt im Cabriolet, eine Sonnenbrille, so wirkt sie zunächst fast elegant und selbstgewiss. Ich probiere verschiedene Schlafanzüge. Kann man einen rosa Seidenpyjama wagen? Es wäre großartig, sie wäre darin ein absoluter Fremdkörper in der Wand-Welt.

Mitte März 2010, Gosau, Vorbereitungszeit. Zum ersten Mal sehe ich unser Hauptmotiv. Es ist eine wunderschöne, fast märchenhafte Lichtung, von hohen Bergen umgeben. Sie liegt ganz abgelegen hinter einem See, mitten im Wald. Eine Jagdhütte, in der ein Großteil des Films spielt. Langsam entsteht die Wohnstatt der Frau: eine karge Einrichtung, der Tisch, die Eckbank, der Ort, an dem sie schreibt.

Spaziergänge mit dem Hund allein. Es ist mir etwas unheimlich. Ich weiß gar nicht, wie man sich mit einem Hund bewegt. Er gehorcht mir überhaupt nicht, und ich habe Angst, dass er einfach auf Nimmerwiedersehen davonläuft. Das wäre eine Katastrophe. Oder dass er zum Regisseur zurückläuft. Das wäre peinlich. So bin ich immer etwas verkrampft und schuld bewusst, wenn ich mit dem Hund zusammen bin. Er ist auch nicht begeistert von mir, aber das ist er von niemand außer von Pölsler. →

**NAMENLOS** ist Martina Gedeck in ihrer Rolle in „Die Wand“. Plötzlich auf sich gestellt, muss sie als vielleicht letzter lebender Mensch auf der Welt in einem Alpental lernen, allein in der Natur zu überleben.



Wir sitzen im Jagdhaus zur Drehbucharbeit. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Wir lesen die Szenen, und es gibt nichts zu sagen. Alles ist ganz klar, und so, wie es da steht, vollkommen einleuchtend. Es ist mir etwas unangenehm, dass ich keine Fragen habe, dass keine Diskussionen entstehen. Jemand bringt eine winzig kleine weiße Angorakatze. Sie soll „Perle“ sein, eine wichtige Darstellerin im Film, die aus einer anderen Welt zu kommen scheint und vor der Zeit sterben muss. Sie tapst über die Drehbuchseiten und beißt hinein. Wir spielen mit ihr. Es ist jetzt ganz still. Die Geschichte wird in mir wach, nimmt

„Diese Frau will gar nicht in die Natur, nur etwas darin rumliegen“

mich an der Hand und zeigt mir die Schönheit des Lebens.

Kuh kennenlernen. Sie wird im Film „Bella“ heißen. Ich gehe mit der Kuh im Kreis. Sie ist riesig und gierig

auf das Brot, das ich bei mir habe, um sie zu locken. Sie folgt mir schnell und drückt sich an mich vor Gier. Ich habe das gar nicht im Griff. Etwa zehn Leute stehen herum, die Bauern, Regie, Kamera, Produktion, sie schauen zu, skeptisch, alle denken, das wird nie was. Ich habe gar keine Lust mehr. Es ist nass und verdreht vom vielen Regen. Während wir „üben“, kommen die Pferde aus und galoppieren in die Wiesen. Alle versuchen, sie einzufangen. Wir brechen ab. Vollkommene Hilflosigkeit. Beim Weggehen sehe ich sie immer noch den Tieren hinterherlaufen.

Wir warten darauf, dass die Kuh kalbt. Keiner weiß, wann das sein wird. Es kann morgen sein. Oder in drei Tagen. Im Stall muss immer einer sitzen und aufpassen. Es regnet ununterbrochen. Bin den ganzen Tag im Zimmer und werde bald verrückt. Die Kuh kalbt nicht. Wir reisen ab.

Frühjahrsblock. 5. bis 22.6.2010, Gosau. Überraschend werde ich drei Tage früher als geplant einbestellt. Die Wiese beim Jagdhaus steht unter Wasser, ein riesiger See, und wir müssen sofort drehen. Es ist wunderschön und gespenstisch, wie in einem Traum. Der erste Drehtag eigentlich. Alle sind versammelt. Ich erscheine im rosafarbenen Seidenpyjama, meine Haare glänzen in der Sonne, und ich sehe gar nicht aus wie „die Frau“, eher wie Julia Roberts... Bestürzung. Ich kriege irgendeine Pampe in die Haare geschmiert, damit ich wenigstens ein bisschen verwildert aussehe. Bin nun gänzlich fehl am Platz, aber das passt ja. Luchs ist plötzlich ganz solida-

risch, ganz bei mir, geht überallhin mit. Ich rede ununterbrochen mit ihm. Man sieht es nicht, weil die Kamera weit weg ist, und selbst wenn, ist es egal, da man nichts hört. Es ist ungeheurer angenehm, nicht darauf achten zu müssen, was man sagt.

Ich fühle mich frei und fremd. Wir gehen durchs Wasser, Luchs und ich. Wenn man sich darüberbeugt, sieht man Blumen und Gräser, wie in Harz gegossen, als hätte sich die Luft verflüssigt. Es ist ein Eintauchen in eine andere Welt, eine Unter-Welt. Wir sind sehr damit beschäftigt, Luchs und ich. Als würden wir getauft. Am nächsten Tag ist das Wasser abgeflossen und alles beim Alten.

24.6.2010. Das Entdecken der Kuh. Die Kuh soll aus dem Unterholz brechen und auf mich zurennen. Sie hat ja nun ein Kälbchen, und wir verstecken es hinter dem Felsen, an dem ich stehe. In 100 Meter Entfernung wird sie festgehalten und stürzt dann, wie von der Tarantel gestochen, auf den Felsen bzw. mich bzw. ihr Kälbchen zu. Es ist ein sehr aufregender Drehtag, meine Angst nicht gespielt. Auch die Kamera macht Probleme. Pöslner gerät außer sich und schreit: „Dann drehen wir eben ohne Kamera!“ Mein Lieblingsausbruch!

Von nun an geht die Arbeit ruhig und stetig voran. Luchs ist mein ständiger Begleiter, und auf unseren unzähligen Gängen durch den Wald rede ich die ganze Zeit mit ihm, damit er mich nicht vergisst und nicht stattdessen all den Spuren folgt, die ihn locken. Er hat sich daran gewöhnt, an meiner Seite zu sein, und tut er

„Der Hund gehorcht nicht, und ich habe Angst, er läuft mir davon“

das nicht, wird er mit einem lauten

„Geh mit der Martina mit!“ seitens der Regie an seinen Platz verwiesen. Wahrscheinlich denkt er, das sei mein Name. Recht bald begreift das Team, dass es darauf ankommt, dass die Atmosphäre stimmig ist, damit die Tiere sich wohlfühlen und sich natürlich verhalten. Alle arbeiten ruhig und konzentriert. Es gibt keinen Zeitdruck, wenn etwas nicht gleich klappt, wird es wiederholt. Das dauert manchmal Stunden, aber es gibt gar keinen Grund für Ungeduld. Wir haben eine Ewigkeit Zeit.

Luchs ist sehr verständig, kraftvoll und klug, und er hat einen ganz eigenen Willen. Im Grunde ist es unter seiner Würde, Anweisungen zu folgen. Er tut es, um seinem Herrn die Peinlichkeit des Misslingens zu ersparen. Mich erkennt er an als gleichberechtigt und in der-

Fortsetzung auf Seite 312



**WANDLUNGEN** Szenen aus „Die Wand“. Aus einem erstarrten Großstadtwesen wird in der Einsamkeit eine körperlich geschmeidige, ernste und offene Frau. Martina Gedeck spielt das atemberaubend.

selben etwas unwürdigen Situation. Mein Dasein ruft noch immer keine besondere Begeisterung in ihm hervor, doch es herrscht stilles Einvernehmen zwischen uns. Diese gleichmütige Haltung ist etwas Neues für mich und gefällt mir. Es entspricht mir, die Arbeit nicht ständig zu bewerten, zu besprechen und zu diskutieren, sondern einfach zu drehen, bis es genug ist. Ich erlebe das Drehen, aber eigentlich das Leben in dieser Zeit, als absolut sinnfällig. Wir bewegen uns in einem Kosmos, dessen Eigengesetzlichkeit wir folgen. Wir erleben die Wahrheit der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins und die Wahrheit des Könnens und Gelingens. Es ist sehr schön.

Nach getaner Arbeit kehre ich auf die Alm zurück, die nun mein Heim ist. Sie liegt mitten im Berg, auf dem um diese Zeit sonst niemand wohnt. Eine verschließbare Schranke am Fuß des Berges ist das Tor zur Freiheit: dem absoluten Alleinsein.

Sommerblock I und II, 13. 7. bis 22. 7. und 25. 8. bis 11. 9. 2010. Immer noch sind wir am Anfang des Films. Es gibt zwei Zeitebenen. Zum einen die Frau, die schreibt, denkt, sich erinnert einen Winter lang. Und dann die Rückblenden: die Frau, die das alles erlebt, angefangen zweieinhalb Jahre früher, als sie in diese Situation geriet. Wir geben ihr Namen, um sie unterscheiden zu können: Vergangenheitsfrau (die Frau des Anfangs) und Jetztzeitfrau (die Frau, die schreibt). Die Jetztzeitfrau hat kurze Haare und sieht wie ein Junge aus, geschmeidig, leicht, offen, ernst. Nichts Überflüssiges haftet ihr an; ihre Bewegungen sind ökonomisch und klar, da sie weiß, dass sie mit den Kräften ihres Körpers haushalten muss. Die Vergangenheitsfrau ist wie abwesend, substanzlos, ein Schemen fast, mit städtischen Ingredienzen behaftet, die im Lauf der Zeit von ihr abfallen. Beide Zeitebenen bewegen sich gegeneinander, aufeinander zu. Im Film werden sie übereinandergelegt. Es gibt zwar eine Art Chronologie, aber in Wirklichkeit bewegt sich der Film spiralförmig an sein Zentrum heran.

14. 7. 2010. Wand-Dreh. Die Frau stößt erstmals an die Wand. Es ist ein strahlender Sommertag, und wir arbeiten uns langsam hinein in diese schwierige Partie. Ich bin sehr froh, dass Pölsler so präzise ist in seinen Anweisungen und so ein genaues Gespür für mein schauspielerisches Instrumentarium hat. Durch die klare Choreografie weiß ich in jeder Sekunde, was zu tun ist. Es gibt nichts Beliebiges, Diffuses. Die Sequenz dauert sechs Minuten, ich spiele sie am Stück, immer wieder, bis ich mich ganz vergessen habe. Alles geht ruhig vonstatten, nur einmal, als die Kamera ausfällt (es ist das neueste Modell, eine digitale Kamera, die noch ihre Macken hat), verliere ich die Fassung: Ich habe ganz umsonst gespielt. Am liebsten wäre mir, es gäbe keine Kamera. Noch zwei Tage drehen wir an diesem Ort.

Der Sommerdreh verlangt uns körperlich viel ab: mit der Sense mähen, riesige Heubündel tragen, Holz schlagen. Es ist sehr heiß geworden, und wir drehen im ganz kleinen Team, es hat fast dokumentarischen Charakter. Pölsler und ich sind stark in Verbindung. Wir arbeiten wortlos, jeder auf seiner Seite der Kamera, sehr beim anderen. Ich bin froh, dass wir uns nicht gegenseitig loben oder tadeln müssen. Und dass es keine Gespräche gibt über die „Figur“. Ich muss nicht seine Sprache sprechen, er nicht die meine. Wir haben eine dritte Sprache gefunden. Es ist ein großer, arbeitsreicher Sommer jenseits von Zeit und Raum.

MG

„Die Wand“ mit Martina Gedeck kommt am 11. Oktober in die Kinos.

wird und das Grün immer grüner, bis Bäume wie Wände aufragen. Die „Mashpi Lodge“ liegt tief im dampfenden Regenwald: ein Kubus aus Stahl und Glas. Das Interiordesign ist bewusst puristisch gehalten: „Das Auge soll von der Natur nicht abgelenkt werden“, so Hoteldirektor Roberto Mora. Wird es auch nicht: Selbst in der von Philippe Starck entworfenen Badewanne blickt man ständig nach draußen auf die ungebändigte Natur.

Von einer auf die andere Minute ist sie da, die Dunkelheit. Mit ihr erwacht der Nebelwald und lässt seine Nachtmusik erklingen – gespielt von Künstlern, die alle ihr Bestes geben. Wie den Zikaden, die den Dschungelgrundton erzeugen. Millionen Vögel flöten ihre Melodien, Frösche quaken von irgendwoher ständig dazwischen. Da ist aber noch etwas: eine eigenartige Präsenz, nicht sichtbar, nicht hörbar, aber spürbar. „Manche Tiere hier sind wie Geister“, sagt Naturguide David Yunes „sie sehen dich, doch du sie nicht.“ Als er das sagt, bin ich längst raus aus der Wanne und auf Nachtpirsch mit ihm. Yunes spricht von Pumas und Ozelots, glücklicherweise habe ich keine Angst vor Katzen aller Art. Eher erschreckt mich dieses Leuchten, das dann und wann am Wegesrand aufflackert. „Fluoreszierende Pilze“, erklärt Yunes. „morgen gibt es mehr Überraschungen.“

Bei Sonnenaufgang breitet sich vom Beobachtungsturm der Lodge der Dschungel wie ein roter Teppich aus. Ausgerollt bis zum Horizont, überlappt er Täler, Hänge und Schluchten. Bei diesem Anblick kann man Humboldt verstehen: Es ist zum Irrewerden. Und wieder geht es mit Yunes hinaus ins pralle, dampfende Leben. Durch hängenden Nebel und fettes Grün hinein ins Theater der Natur. Moosbewachsene Lianen pendeln von den Bäumen wie zerschlissene Vorhänge, fleischfressende Pflanzen krümmen sich, als hätten sie Bauchweh, links prunken Bromelien und Orchideen mit ihren Garderoben, rechts überwuchern Mörderbäume ihre Wirtsstämme – ein Wahnsinnswald. Diese Region ist die seitens der Unesco anerkannt artenreichste in der ganzen Welt: Vogelparadies, Amphibien-Biotop, Säugetier-Wunderland. Insekten? Ja, klar. Aber man braucht ja nur auf die Netten zu schauen: wie auf diese salatgurkenlangen Raupen, aus denen sich bald speisetellergröße Schmetterlinge entpuppen werden.

Yunes führt sein gebanntes Natur-Publikum scheinbar ziellos durch die Wildnis. Unentwegt sieht man sich von Kolibris umschwirrt, den einzigen Vögeln, die rückwärts fliegen können. Wie im Vorübergehen weist der Guide auf so sensationelle Nebelwaldbewohner wie Blauara, Tukan und Quetzal hin. Dann macht er plötzlich „Pst!“ und zeigt uns den reinen Wahnsinn: Manakins! Die „Moonwalking Birds“ genannten Vögel führen, wie ihr Name schon sagt, Michael Jacksons „Moonwalk“ vor. Nicht zu fassen, wie gekonnt sie über den Ast tanzen, als stünden sie auf einem Fließband – nach hinten, zur Seite, dann eine flotte Drehung, und alles zurück von vorn. Zehn bis 15 Männchen bewerben sich um die Gunst von zwei, drei Weibchen, die sich zur kritischen Begutachtung der Selbstdarsteller eingefunden haben.

Ama la vida – wie ich mich auf die kommenden Tage im Nebelwald freue! Aber auch auf das Wiedersehen mit Freddy Ehlers, der für die Woche danach zum Abschied noch einmal in Quito zum Rosentee geladen hat. Wer weiß? Vielleicht habe ich ihm ja dann eine ecuadorianische Sensation zu berichten, von der er noch nie gehört hat: dem „Moonwalk“-Vogel.

SMK

Tip: „Die Vermessung der Welt“ nach Daniel Kehlmanns Roman über Alexander von Humboldt läuft ab 25. Oktober im Kino (s. a. VOGUE-Gespräch, Seite 306).